Abonnementspreis
In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 527. **Freitag** den 14. October 1892. **86. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 14. October.

Daß über die geschäftliche Behandlung der Militairvorlage Differenzen zwischen dem Reichskanzler und dem preußischen Ministerium nicht eingetreten sind und daß das letztere mit den Grundzügen der Vorlage völlig einverstanden ist, darf als Thatsache betrachtet werden. Und doch ist es zweifellos, daß hinter den Coulissen etwas vorgeht, was den Nachfolger des Fürsten Bismarck mit Sorge wegen des Schicksals seines jüngsten Werkes erfüllt. Der verdächtige Eifer, mit dem seine journalistischen Hilfsarbeiter glauben zu machen suchen, der Kaiser sei entschlossen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Annahme des Antrages zu erzwingen, ist ein Beweis dieser Sorge. Stammt sie daher, daß im preußischen Ministerium nur geringe Neigung vorhanden ist, das Centrum günstig zu stimmen, und daß das letztere eben deshalb bis ans Herz hinan den militairischen Neuforderungen sich gegenüber stellt? Oder macht Graf Caprivi aus dem Umstande, daß seine preußischen Collegen so gebenslustig gegen die parlamentarische Stütze des Nachfolgers des Fürsten Bismarck sind, einen Rückschluß auf den Träger der preußischen Krone, der gleichfalls nicht Lust habe, die Militairvorlage mit preußischen Concessionen an das Centrum zu bezahlen? Wir wissen es nicht; aber die Sorge, die in der Umgebung des Reichskanzlers herrscht, ist fast mit Händen zu greifen. Kein Wunder, daß die Vermuthung Platz greift, seiner Militairvorlage könne am Ende das nämliche Schicksal bereitet werden, wie dem Zedlitz'schen Schulgesetzentwurfe. Unser Berliner ss-Correspondent theilt nicht nur diese Vermuthung, sondern er glaubt sie auch fest begründen zu können, indem er schreibt:

„Wir haben uns vorgestern gestattet, im Gegensatze zu sonst wohlunterrichteten Berliner Zeitungen den „New-York Herald" mit seiner Prophezeiung über Reichstagsauflösungen — das Blatt sprach wirklich gleich von einer Mehrzahl von Auflösungen — nicht ernst zu nehmen. Heute dürfen wir einen großen Schritt weiter gehen und feststellen, daß die Mittheilung, der Kaiser gedenke den Reichstag so lange aufzulösen, bis eine Mehrheit für die aufgeweichte Militair-Vorlage zu Stande kommt, nicht etwa nur „sensationell aufgefaßt" gewesen ist, sondern in unterrichteten und maßgebenden Kreisen ungemessenes Erstaunen über die Einbildungskraft des transoceanischen Correspondenten hervorgerufen hat. Aber nicht nur die strikten Behauptungen des „New-York Herald", sondern auch vorsichtigere Andeutungen anderer Blätter über ein persönliches Engagement des Reichsoberhauptes in der Angelegenheit der Militairvorlage entbehren jeder thatsächlichen Unterlage. Wenn jemals eine gesetzgeberische Aktion „constitutionell", d. h. unter der ausschließlichen Verantwortlichkeit des verfassungsmäßig verantwortlichen Rathes der Krone eingeleitet worden ist, so diese Militairvorlage. Der Monarch hat für seine Person noch nicht den geringsten Anlaß zu der Vermuthung gegeben, daß er nunmehr für die geplante Heeresvermehrung und Heeresreform stärker erwärmt ist, als am 18. August, an welchem Tage er sich bei der Herbstparade bekanntlich mit nicht geringer Zurückhaltung über den Werth der von seiner Regierung beabsichtigten Neubildungen ausgelassen hat. Der von uns wiederholt als überaus bemerkenswerth bezeichnete Widerstand der „Kreuzzeitung" gegen eine starke Truppenvermehrung — selbst unter Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit — stützt sich vor allen Dingen auf diesen Umstand. In dem für die Projekte des Grafen Caprivi günstigsten Falle kann man von einem „non liquet" reden, vor dem der Kaiser sich befindet. Vielleicht haben aber in diesem Augenblicke schon diejenigen Erwägungen die Oberhand gewonnen, welche einen Verzicht auf die Militairvorlage — wenigstens für die nächste Tagung — gerathen erscheinen lassen. Parlamentarische wie militairische Einflüsse haben sich in diesem Sinne energisch geltend gemacht, und trotz der halben Ablehnung der „Germania" ist es sicher, daß der Centrumsführer Frhr. v. Huene für die Beseitigung der Vorlage wirkt, und zwar in Verbindung oder unter Anlehnung an eine in hoher militairischer Stellung befindliche und auch der Politik nicht völlig fernstehende Persönlichkeit. Die Zustimmung des Centrums zu der geplanten Militairvorlage erscheint ausgeschlossen, von anderer Seite ist sie noch weniger zu hoffen, wie Graf Caprivi — merkwürdigerweise zu seiner Verwunderung — dieser Tage auf das Unzweideutigste erfahren hat. Das an sich fragwürdige Handwerk der Prophetie ist unter dem neuen Curs ganz besonders undankbar, aber trotzdem scheint es nicht zu viel gewagt, wenn man die Vermuthung ausspricht: Die Militairvorlage wird in einer Versenkung verschwinden. Ob mit ihr auch Graf Caprivi folgt, ist eine andere, nicht besonders wichtige Frage. Als wahrscheinlich muß man den Rücktritt des Reichskanzlers für den Fall des Verzichts auf die Militairvorlage allerdings betrachten. Sollten die Dinge diesen Gang nehmen, so wird ferner wahrscheinlich, daß die Einberufung des Reichstags viel später, als bisher angenommen, erfolgt, um dem preußischen Abgeordnetenhaus ausreichende Zeit zur ruhigen Durchberathung der Miquel'schen Steuerentwürfe zu gewähren."

Eine ganz ähnliche Darlegung finden wir in der Münchener „Allgem. Ztg.", deren Gewährsmann eine Zurückstellung der Militairvorlage auf unbestimmte Zeit für wahrscheinlich hält. Daß wir gegen ein solches „Verschwinden" der Vorlage eben so wenig einzuwenden hätten wie gegen die etwaige Amtsmüdigkeit des Grafen Caprivi, brauchen wir wohl nicht besonders zu betonen. Fraglich erscheint es uns nur, ob das Centrum den Mann seines Herzens auch seinerseits mit leichtem Herzen „verschwinden" sehen und ob es nicht lieber, um ihn zu halten, ein Opfer bringen und für die Militairvorlage eintreten möchte ohne baare Bezahlung. Wir trauen nun einmal dem Centrum nicht, mag es durch seine Presse auch noch so laut versichern lassen, daß es für Dies oder Jenes nicht zu haben sei.

Wenn man die Betrachtungen liest, die jetzt so vielfach an die Erinnerungsfeier für die Entdeckung Amerikas angeknüpft werden, fühlt man sich versucht, eine Parallele zu der in unsern Tagen vollbrachten oder angebahnten Erschließung des letzten großen Erdtheils, des afrikanischen, zu ziehen. Es hat damals wie jetzt nicht an kleinen engen Geistern gefehlt, welche über die unfruchtbare Abenteuerlust und die nutzlose Vergeudung des Wagemuthes spotteten. Und wenn wir heute auf die folgenreiche Entwickelung zurückblicken, die aus den kühnen Thaten der Seefahrer aus der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel aufsproß, welche gewaltige Errungenschaft der Cultur, welche unendliche Bereicherung des menschlichen Daseins! Wir sind weit entfernt, einen ähnlich großen Gewinn von der Erschließung Afrikas uns zu versprechen. Dem stehen natürliche Verhältnisse des Bodens und Klimas entgegen; eine europäische Colonisation des Landes wie in Amerika kann hier kaum jemals stattfinden. Aber durchaus verfehlt ist es doch, aus geringen Erfolgen oder einzelnen üblen Erfahrungen eines einzigen Jahrzehnts die völlige Nutz- und Werthlosigkeit des Unternehmens folgern zu wollen, den dunkeln Erdtheil dem Verkehr und der Cultur Europas zugänglich zu machen. Was die Menschheit an den noch ungehobenen natürlichen Schätzen dieser reichen Welt gewinnen wird, das läßt sich nach Verlauf weniger Jahre noch nicht beurtheilen. Des „Schweißes der Edlen" aber ist der Versuch werth, und unsere Urenkel mögen wohl auch dermaleinst die Tage feiern, da kühne, aufopferungsmuthige Männer ausgezogen sind, ein großes Culturwerk zu vollbringen. Unsere Zeit mit den gewaltigen wirthschaftlichen und socialen Kämpfen, mit dem täglich schwieriger werdenden Ringen ums Dasein, mit der wachsenden Uebervölkerung, mit der gährenden Unruhe in allen geistigen, gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnissen ist nicht gemacht, fort und fort allein die alten ausgetretenen Bahnen zu wandeln. Gleich dem Zeitalter der Reformation, mit dem das unsrige oft mit Recht verglichen worden, geziemt es uns, neue Wege und Felder für die Bethätigung menschlicher Arbeitskraft und Unternehmungslust aufzusuchen, neue Ziele des Strebens und Schaffens aufzustellen. Und wenn dabei auch manche Täuschungen und Mißerfolge in Kauf genommen werden müssen, Diejenigen, welche nichts als Hindernisse und Schwierigkeiten zu bereiten, nichts als Mißtrauen, Kleinmuth und Besorgnisse auszustreuen wußten, werden sich mit dieser Versündigung an dem schaffenden und ringenden Menschengeist ebenso wenig den Dank der Nachwelt verdienen, wie die kleinmüthigen Höflingsseelen, welche vor Jahrhunderten den genuesischen Seemann mit Neid und Verblendung verfolgten.

Die dem österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Taaffe durch Kaiser Wilhelm zu Theil gewordene doppelte Auszeichnung durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens und persönliche Ueberreichung desselben hat, wenn die darüber aus Wien vorliegenden Mittheilungen begründet sind, in allen Kreisen daselbst lebhafte Genugthuung hervorgerufen, indem man hierin ein Zeichen erblickt, daß gewisse Verstimmungen verschwunden sind, auf deren Vorhandensein man schließen zu müssen glaubte, weil bekanntlich anläßlich der ersten Anwesenheit des Kaisers Wilhelm in Wien nach seiner Thronbesteigung der damalige ungarische Ministerpräsident Herr von Tißza den Schwarzen Adlerorden erhielt, eine gleiche Auszeichnung des Grafen Taaffe aber unterblieben ist. Nur vereinzelte Stimmen bringen die mannhafte Decorirung des Grafen Taaffe mit den politischen Wandlungen in Oesterreich in Verbindung.

Auch heute noch fehlt die Bestätigung der Pariser Meldung über ein angeblich gegen den Zaren verübtes Attentat. Das in Paris erscheinende Blatt „XIX. Siècle" hat bekanntlich die Meldung zuerst veröffentlicht. Dieselbe stammt von Reisenden, die am 11. October aus dem Innern Rußlands in Eydtkuhnen eingetroffen sind. Wir haben die Einzelheiten der Meldung zum Abdruck gebracht, gleichzeitig aber dem Mißtrauen, daß sie begründet sei, Ausdruck gegeben, und wir müssen auch heute daran festhalten, zumal da die russische Botschaft in Paris erklärt hat, keine Nachricht von einem Attentat gegen den Zaren empfangen zu haben. Die Einzelheiten dieses angeblichen Attentates haben übrigens eine sehr verdächtige Aehnlichkeit mit dem von Hartmann gegen Alexander II. verübten.

Die in Folge der letzten Wahlen bekanntlich ganz und gar dem Radicalismus verfallene Londoner Grafschaftsverwaltung hat bereits eine ganze Reihe von Beschlüssen gefaßt, welche man als die beginnende Auslieferung Londons an die Socialdemokratie charakterisiren könnte. Dahin gehören die Beschlüsse, Gas, Wasser und Verkehrsmittel von Stadt wegen zu monopolisiren, ein Vorgehen, das die Socialdemokraten ermuthigt hat, einen noch weiter gehenden Vorstoß in der Richtung der Communalisirung privater Thätigkeiten ins Werk zu setzen. Der Winter ist im Anzuge, alle Welt möchte sich zu möglichst billigen Preisen möglichst reichlich mit Brennmaterial versorgen; was ist also einfacher, als daß die Londoner Grafschaftsverwaltung ein Edict erläßt, kraft dessen in so und so viel Stadtgegenden communale Stapelplätze angelegt werden, wo der kleine Mann seinen Feuerungsbedarf zum Selbstkostenpreise von der Stadt entnimmt? Ein derartiger Antrag ist buchstäblich von einer unter Führung des bekannten Volksmannes John Burns stehenden socialdemokratischen Abordnung bei dem Londoner Grafschaftsrathe gestellt und von letzterem durchaus nicht etwa kurzer Hand abgewiesen worden. Im Gegentheil hat er versprochen, die Sache in sorgsame und sympathische Erwägung zu ziehen. Nach ihren bisherigen Leistungen konnte diese Körperschaft auch nicht anders handeln, wenn sie sich nicht eines gröblichen Verstoßes gegen ihre Principien schuldig machen wollte. Nachdem sie die im städtischen Dienste benöthigte Arbeit den Arbeitern zu exorbitanten Preisen abkauft, nachdem sie in Begriff ist, die Arbeiter auf den in städtische Regie übernommenen Trambahnen nach und von den Arbeitsplätzen zu Minimalpreisen zu befördern, die den Betriebsaufwand nicht einmal annähernd decken, ist es nur in der Ordnung, wenn der Arbeiter auch seinen Feuerungsbedarf auf städtische Unkosten zugewendet erhält. Höchstens könnte man sich darüber wundern, daß die Socialdemokratie nicht noch weit ausschweifendere Forderungen stellt — doch was nicht ist, kann noch werden. Da sind z. B. die Bäcker und Schlächter, welche ebenso gut wie die Kohlenhändler an den Consumenten profitiren. Warum errichtet man nicht auch gleich communale Fleisch- und Brodverkaufsstellen mit obligatorischen Minimalpreisen? Die Communalisirung der übrigen Victualien- und Getränk-Branchen könnte nachfolgen, ebenso die der Kleider- und Schuhwaarenbranche, überhaupt aller für den Arbeiterconsum ins Gewicht fallenden Betriebe. Geht darüber die städtische Finanzlage in die Brüche, so dürfte sich die Socialdemokratie noch am ersten zu trösten wissen und ihr Geschäft, fremde Terrains abzugrasen, anderwärts fortsetzen.

Nach sicheren Mittheilungen aus Konstantinopel ist von einem mehrfach angedeuteten neuen diplomatischen Schritte Rußlands, der angeblich auf Vorstellungen wegen der Berufung des Generals Brialmont zur Begutachtung der Befestigungspläne für die Meerengen und die Erlangung von weiteren Concessionen bezüglich der Durchfahrt russischer Schiffe hinauslaufen sollte, bisher nichts bekannt. Wenigstens ist bisher eine bezügliche Note nicht überreicht worden, was indeß nicht ausschließt, daß sich die bezügliche Ankündigung bewahrheiten und Rußland doch mit einem zweiten diplomatischen Schritte an die Pforte herantreten könnte. Nach einer weiteren Meldung hat die Pforte nunmehr die letzte russische Note beantwortet. Die Antwort ist durch den russischen Botschafter übermittelt worden; es ist auch die Versicherung darin enthalten, daß der Empfang Stambulow's nur ein Act der Höflichkeit gewesen sei und die Türkei keineswegs beabsichtige, von der ihr vorgeschriebenen Politik abzuweichen. Der Londoner „Standard" hebt hervor, es sei besonders aufgefallen, daß der russische Botschafter Nelidoff seit seiner Rückkehr nach Konstantinopel dem Selamlik nicht beigewohnt habe.

Es ist seit langer Zeit eine feststehende Thatsache, daß bei allen Wahlen in den Vereinigten Staaten vom Nordamerika, welches von demokratischer Seite so gern als das Musterland der persönlichen Freiheit und politischen Vollkommenheit gepriesen werden, Geld den Ausschlag giebt. Positives hierüber war aber nur wenig bekannt, weil die Parteien etwaige allzu scandalöse Enthüllungen jeder Zeit rechtzeitig zu unterdrücken wissen. Um so größeres Aufsehen macht jetzt ein Aufsatz des Professors J. W. Jenks von der Cornell-Universität im neuesten Hefte des „Century", der auf Grund actenmäßigen Materials das geradezu beispiellose Bestechungssystem bei den Wahlen in Amerika schildert. Die Angelegenheit ist gerade jetzt, wo der Entscheidungskampf zwischen Cleveland und Harrison bevorsteht, von höchstem Interesse, und diese Enthüllungen werden voraussichtlich nicht ohne Folgen bleiben, da jeder anständige Mensch darüber empört ist. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es giebt in Amerika Bezirke, wo alle Stimmen käuflich sind. In einem Bezirke von Ost-New-York sind von 400 Wählern nur 30 nicht für Geld zu haben. In einer anderen Stadt dieses Staates wurden 1888 gegen 20 Proc. der Stimmen gekauft. In diesem Staat scheint überhaupt die Corruption am ärgsten zu sein. In Rhode Island sind von 54 000 Stimmen 5000 käuflich. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß Farmer mit ihren Söhnen und gemietheten Leuten zur Stadt fahren und ihre Stimmen in einer Art Auction dem höchsten Bieter überlassen. Wo kommen nun die zu solchen Maßnahmen erforderlichen riesigen Summen her? Die Hauptquelle ist eine Besteuerung der Candidaten. Jeder bezahlt mindestens 5 Proc. des Gehalts, das er im Falle der Wahl zu erwarten hat. Ist er dazu zu arm, so muß ein reicher Bewerber für ihn eintreten. Dazu kommen die reichen Mittel des Nationalcomités, ferner freiwillige Beiträge. Die letzteren belaufen sich oft auf ungeheuere

---

Feuilleton.

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

12] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Aber das war ein grenzenloser Leichtsinn von mir! Wie soll ich da auskommen? Ich habe schon an die Fabrik in Niederau geschrieben, neue nothwendige Bestellungen! Da kann ich mich nicht einschränken — sonst verpufft Alles, meine schönsten Vorbereitungen sind vergeblich gewesen."

„Ich habe Dein Wort, Vater . ."

„Gieb mir's zurück . . sei mein braver lieber Sohn! Ich weiß schon . . die Drainage . . der Ankauf neuer Böcke . . doch das hat ja alles keinen Werth! Laß mich nur erst die rechte Mischung getroffen haben. Dann soll auch unser Gut in Blüthe kommen. Ich brauche Alles . . Alles."

Diesmal aber bestand Enrico hartnäckig auf seinem guten Recht . . er legte, ehe es der Vater hindern konnte, seine Hand auf einen Haufen Tausendmarkscheine, der ungefähr der Summe entsprach, die ihm der Vater zugesagt. Da erhob sich dieser und ging, die Hände ringend, im Zimmer auf und ab . . eine Thräne rollte in seinen grauen Bart . . und mit einer weinerlichen Stimme rief er aus:

„O, die Kinder sind ein Unglück, ein wahres Unglück! Große Erforscher der Wahrheit, große Entdecker müssen kinderlos sein. Da kommen sie mit ihren Anforderungen . . man ist gut, man ist schwach, man läßt sich erweichen . . und die schönsten Pläne werden gekreuzt, die schönsten Erfolge verkümmert. Nimm nur, nimm! Ich brauche das für Niederau; doch das ist Dir ja gleichgiltig! Greif zu mit Deinen Harpyenkrallen! Du befleckst ein großes Werk mit Deiner Habgier."

„Vater . . es ist ja nicht für mich . . es ist für Dich, für uns Alle!"

„Halbe Erfolge. So komme ich nicht vorwärts! Ich muß aus dem Vollen schöpfen können. Gehe doch lieber Alles zu Grunde, damit ich auf der Brandstatt das Gebäude eines neueren schönen Glückes aufführen kann . . und das wäre ein Bau, der mir zugleich die Unsterblichkeit sichert. Greif nur zu . . es ist ja nicht das erste Mal, daß der Sohn dem eigenen Vater den Lebensnerv durchschneidet."

Seiner Mutter, seiner Brüder gedenkend, blieb Enrico unerbittlich: er zählte die zehn Tausendmarkscheine dem Vater vor, gab ihm einen Schein darüber und sagte dann: „Ich werde Dir von der Verwendung derselben für die Wirthschaft genaue Rechenschaft geben."

„Wirthschaft", rief der alte Rispori in krampfhafter Erregung, die Fäuste ballend, mit denen er sich vor die Stirn schlug; „Wirthschaft . . das ist Sache der Bauern! Muß mir der Bauer in den Nacken schlagen, wenn ich unvergängliche Entdeckungen für die Wissenschaft machen will? Eine Düngerfuhre versperrt mir das Thor zur Unsterblichkeit! Unglaublich! das kommt von der Nachgiebigkeit! Nimm und geh . . ich mag Dich so bald nicht wiedersehen!"

In diesem Augenblicke kugelte der kleine Basilio zur Thür herein, mit der frohen Meldung, daß der Niederschlag in der einen Retorte allen Erwartungen entspräche! Da richtete sich der Alte stolz auf . . sein Auge leuchtete, und dem voranfliegenden Basilio stürzte er wie ein Trunkener nach. Er vergaß sein Geld, seine Papiere —! Enrico schloß den Schrank ab und brachte ihm den Schlüssel nach.

An der Gartenthür traf er seine Mutter . . sie war so aufgeregt, daß sie ihre in der Laube sitzenden Gäste mehrfach im Stich ließ. Enrico wandelte mit ihr einen dichtverwachsenen Laubengang auf und ab.

„Beruhige Dich! . Ich habe mir das Geld erobert, das mir Vater versprochen hat, mit Mühe erobert! Es soll nicht blos der Landwirthschaft, auch Deiner Hauswirthschaft zu Gute kommen. Sorge nicht länger, lieb Mütterchen! Es wird Alles gut gehen."

„O, er hat ja keine Nacht ruhigen Schlafes mehr! Da zündet er sich das Licht an und wandelt Trepp auf, Trepp ab — oft hinüber ins Laboratorium. Ich höre, wie die schwere Thür in ihren Angeln knarrt, wie er sie hinter sich donnernd zuschlägt . . und dann kommt er oft zurück mit so sorgenvoller Miene, als drohe dem Liebsten eine schreckliche Gefahr. Und es ist nichts, gar nichts, als daß ihm irgend ein Experiment mißlungen ist, daß ihm eine Mischung ein anderes Gesicht zeigte, als er erwartete.

Und dann kann er keine Ruhe finden . . er öffnet die Fenster, um frische Luft zu schöpfen; er schließt sie wieder, er murrt, daß der Mond ihm ein höhnisches Gesicht schneidet, daß die Blumendüfte ihn betäuben aus Aerger darüber, daß er der organischen Basis der Blumen nachspürt und ihnen das Geheimniß ihrer Seele raubt!

„Nur Geduld, liebes Mütterchen! Er wird seiner vergeblichen Anstrengungen allmälig müde werden."

„Kümmert er sich denn noch um uns? Was bin ich ihm, und wir Alle? Er hat kaum einen Blick für uns! Er, ein so geistreicher herrlicher Mann, so voll tiefer Gedanken . . o wie hing ich früher an seinem Munde! Ich verstand ihn, seine Liebe lehrte mich das Verständniß! Es war ihm Herzensbedürfniß, mich zu sich emporzuziehen. Und wie war ich selig dabei . . mit dem wachsenden Licht des Geistes die wachsende Wärme des Gefühls! Ich vergötterte ihn — und er . . ich darf's wohl sagen . . er vergötterte mich nicht weniger. Und jetzt . . o wie traurig ist Alles umgewandelt! Die Fahne, die er mir vorantrug, hängt zerfetzt an der Stange . . er ist ein unsteter, menschenfeindlicher Mann geworden. Wir sind ihm eine Last, und der Gedanke, daß er auch für uns sorgen muß, während er seinen Plänen und Ideen leben möchte, ist ihm peinigend."

„Beruhige Dich, Mütterchen . . keinen Schmerzenszug in dem lieben Gesichtchen . . den küss' ich weg! Bringen wir nur das Gut in die Höhe, so wird's eine Weile schon gehen . . und mit der Zeit wird sich Alles zum Besseren wenden."

Enrico selbst glaubte nicht an das, was er sagte; doch er mußte die Mutter trösten um jeden Preis; es brach ihm fast das Herz, wenn er sie so trostlos sah.

Es war Zeit, sich nach den Gästen umzusehen, die schon zu lange allein geblieben waren. Nur die beiden jüngsten Rispori leisteten ihnen Gesellschaft. Frau Locca unterhielt sich ganz gut mit den Kindern; sie hatte in ihrer üppigen Genußsucht etwas Naives, ganz wie die Kleinen, die ja auch vom Leben nichts als Freude verlangten. Den Kleinsten, Umberto, hatte sie auf den Schoß genommen und ließ ihn die angenehme Mantelmilch kosten, welche ihnen Frau Rispori vorgesetzt hatte; sie schmeckte ihm ausnehmend und er griff immer wieder nach dem Glase. Der ältere, Victorio, hatte etwas Nachdenkliches; er richtete allerlei Fragen an Frau Locca, zu ihrem größten Mißvergnügen, denn es war ihr unbequem, zu antworten, und bisweilen fragte der Knabe ganz merkwürdige Dinge, auf welche sie überhaupt keine Antwort wußte. Nora beschäftigte sich nicht mit den Kindern, sie hatte kein Verständniß für geistiges Kindesleben; nur das erweckte ihre Theilnahme, was voll entfaltet war. Als Enrico in den Gängen des Gartens sichtbar wurde, da schüttelte Frau Locca ihren Umberto ab, der sich als eine unliebsamme Klette erwies, die sich durchaus nicht wollte loshaken lassen, und auch Nora erhob sich, um dem Vetter entgegenzugehen. Die beiden Frauen grüßten ihren Liebling mit besonderer Wärme; ihm zu Liebe hatte Frau Locca ja der Familie Rispori ein großes Opfer gebracht und rechnete auf entgegenkommenden Dank. Das fühlte Enrico heraus und das verstimmte ihn; er suchte sich der Schuld des Dankes mit einigen sehr höflichen Worten zu entledigen und glaubte damit seine volle Freiheit wiedergewonnen zu haben, so daß er die umstrickenden Netze von Mutter und Tochter getrost zerreißen könnte.

Man ging in den Gängen des Gartens auf und ab ... zunächst hatte Frau Locca auf ihn Beschlag gelegt. Es war ein gefährlicher Weg — so viele duftende volle Rosen athmeten zur Rechten und zur Linken ihr üppiges Leben aus; hier eine Marschall Niel, dort eine Jeanne d'Arc, die gelblich schimmernde Theerose mit ihrem milden Wohlgeruch, so anmuthig von den schlanken Zweigen herübernickend . . welch ein bunter Flor mit seiner Farbengluth und seinem Lebensodem, mahnend an das Glück des Lebens, der Liebe! Viele dieser Rosen blühten bis in den Spätherbst . . gehörte Frau Locca nicht zu ihnen? Und in der That, unter ihren Schwestern aus dem Blumenreiche schien sie zu fühlen, wie stattlich und voll sie selbst erblüht sei. Das Selbstgefühl sprach aus den strahlenden Augen, mit denen sie zu Enrico emporblickte; sie reichte ihm oft zärtlich die Hand, wenn das Gespräch solchen Ausdruck der Empfindung verstattete; ihr seidenes Kleid knisterte bei jeder Annäherung, die oft nicht so zufällig war, wie es den Anschein hatte . . und es war, als hörte man die sprühenden

SLUB
Wir führen Wissen.